

KEYNOTE VON DR. SIMONE EGGER KULTURWISSENSCHAFTLERIN AN DER UNIVERSITÄT KLAGENFURT

Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden



Dr. Simone Egger

Sehr geehrte Damen und Herren, ich freue mich heute Vormittag hier zu sprechen und möchte mich zunächst bei der Grünen Fraktion für die Einladung in den Landtag bedanken. Ein Band, den ich 2014 herausgebracht habe, trägt den Titel „Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden“. Ich habe mich darin gefragt, was Zugehörigkeit in spätmodernen Zeiten, also in unserer Gegenwart, in der alles denkbar und so vieles möglich erscheint, bedeuten kann. Ich hoffe, dass ich einige Impulse für die Workshops liefern kann. In diesem Sinne wünsche ich uns einen spannenden Heimat-Kongress!

Heimatgefühle

Eine Supermarktkette warb im September 2016 in München mit nichts anderem als „Heimatgefühlen“. Im Sonderangebot waren Kopfsalat, Paulaner Oktoberfestbier und ein Krustenbraten vom Schwein. Ob man sich mit dem Kauf dieser Produkte gleich heimisch fühlt, ob einen erst beim Verzehr ein heimatliches Gefühl überkommt oder ob man die angepriesenen Speisen vorab auf die eine oder andere Weise zubereiten soll, war der Werbebeilage zwar nicht zu entnehmen.[1] Aber Heimat kann in der Tat mit einem Geschmack verbunden sein – als etwas, das man beispielsweise dann empfindet, wenn man an einen bestimmten Ort kommt und einem ein vertrauter Geruch in die Nase steigt, für mich ist das mitunter die städtische Mischung aus Hopfpfisterei und Spaten-Brauerei. Damit ist Heimat etwas, das man, – trotz einer breiten Palette, die von „Saft aus heimischem Obst“ über „Schätze aus der Heimat-Shampoos“ bis hin zu „Jogurt mit Heimatliebe“ reicht, – gerade nicht im Supermarkt kaufen kann, etwas sehr Persönliches, etwas, das man spüren muss.

”

**Heimat ist etwas Universelles,
etwas zutiefst Humanes**

liches Gefühl überkommt oder ob man die angepriesenen Speisen vorab auf die eine oder andere Weise zubereiten soll, war der Werbebeilage zwar nicht zu entnehmen.[1] Aber Heimat kann in der Tat mit einem Geschmack verbunden sein – als etwas, das man beispielsweise dann empfindet, wenn man an einen bestimmten Ort kommt und einem ein vertrauter Geruch in die Nase steigt, für mich ist das mitunter die städtische Mischung aus Hopfpfisterei und Spaten-Brauerei. Damit ist Heimat etwas, das man, – trotz einer breiten Palette, die von „Saft aus heimischem Obst“ über „Schätze aus der Heimat-Shampoos“ bis hin zu „Jogurt mit Heimatliebe“ reicht, – gerade nicht im Supermarkt kaufen kann, etwas sehr Persönliches, etwas, das man spüren muss.

Heimat hat mit Zugehörigkeit zu tun. Und wo sich jemand zugehörig oder verbunden, ja verstanden fühlt, weiß jede und jeder selbst am besten. Heimat ist – so aufgefasst – etwas Universelles, etwas zutiefst Humanes, etwas, das alle Menschen weltweit in gleicher Weise betrifft. Heimat ist dabei aus

Sicht der Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus in der Regel etwas Selbstverständliches, ein Raum, in dem man sich nicht erklären muss.[2] Oft geht es um Beziehungen, um ein Bewusstsein, das in einem bestimmten Augenblick greifbar wird. Heimat hat damit immer auch etwas Flüchtigtes – und kann zugleich ganz konkret zu fassen sein, eine Stadt, ein Dorf, eine Wohnung, eine Landschaft oder eine Stelle im Hinterhof meinen. Wichtig ist nicht, dass Heimat etwas Feststehendes oder immer Dasselbe bedeutet, wichtig ist vor allem, was Menschen als Heimat begreifen. Heimat als abstraktes Konzept wird im alltäglichen Leben mit Stimmungen, Orten, Dingen und vor allem mit anderen Menschen in Verbindung gebracht. So kann Heimat einmal der Geschmack von Erdbeermarmelade sein, und ein anderes Mal das Handy meinen, das für Kontakte zu weit verstreuten Familienmitgliedern, Freundinnen und Freunden steht. Für Heimat kann eine gestrickte Decke stehen und ebenso der verehrte Fußballverein. Bei all den persönlichen Bezügen und Unterschieden gibt es aber auch große, historisch gewachsene Themen, die in einzelnen Ansichten wiederkehren. [3]

”
*Wer bin ich?
Wohin gehöre ich?*

Heimat lässt sich in der Regel nicht mit einem Wort beschreiben. Heimat hat viele Facetten. Und die gilt es nicht nur aus der Perspektive von Kunst, Politik oder Wissenschaft in den Blick zu nehmen, Heimat ist auch für jeden einzelnen Menschen ein vielschichtiges Gebilde, das immer mehrere Bezüge gleichzeitig meint und sich selbstverständlich auch verändert. Für die Frage, wer ich bin und was mich ausmacht, ist Heimat ebenso wesentlich. Für unsere Identität bedeutsam kann die Familie, der Beruf, ein Projekt oder eine Idee sein, an die man glaubt und trotz aller Widerstände zu realisieren versucht. Der Sozialpsychologe Heiner Keupp spricht in dem Zusammenhang von Patchwork-Identitäten. Soll heißen, wie die Rede von der Heimat ist auch das Wort „Identität“ immer als Sammelbegriff zu verstehen. Keupp geht davon aus, dass sich die Identität eines Menschen aus vielen einzelnen Bestandteilen zusammensetzt. Zu einem gibt es Faktoren wie die soziale Herkunft oder die Ausbildung, die unser Wesen und unseren Lebensweg prägen. Zum anderen hängt unser Dasein immer auch von der Wahrnehmung unserer Umgebung und dem Austausch mit anderen ab. Wir haben Rollen, Vorlieben und Interessen. Nicht ein Ort, ein Milieu, ein Job oder etwas Derartiges bestimmen allein die Identität eines Menschen, vielmehr besteht Identität aus Bausteinen, die immer wieder ausgehandelt werden müssen. [4] Dieses Konzept ist gleichzeitig breit genug angelegt, um verschiedene Heimaten in sich aufzunehmen. „Wer bin ich?“ und „Wohin gehöre ich?“ sind jedenfalls Fragen, die uns grundlegend beschäftigen.

Nachdem ich mich mit den Gefühlen befasst habe, die untrennbar mit dem Thema Heimat verbunden sind, und damit dem Postfaktischen unseres Zeitalters durchaus entspreche, möchte ich zunächst einen Blick in die Geschichte des Heimatbegriffs werfen und damit nach den Bedingungen fragen, unter denen sich diese Emotionen entwickelt haben.

Heimat(ge)schichten

Bis ins 20. Jahrhundert hinein sollte die Koppelung einer rechtlichen Ordnung und der Bindung an einen Ort, eine Gemeinde oder einen Weiler, das Verständnis von Heimat im deutschsprachigen Raum bestimmen. Wo man daheim war, hatte man im Fall von Krankheit oder Verarmung ein Recht auf Versorgung. Vor allem in Bayern, in Österreich und der Schweiz ist diese Verknüpfung weiterhin bekannt und macht noch immer ein wesentliches Merkmal von Heimat aus: die Bezogenheit auf eine Region. Noch heute steht nichts so für Zugehörigkeit wie die Gegend, in der man wohnt, oder ein Ort der Kindheit, an den man sich erinnert. Nun konnte dieses System jedoch nur unter der Voraussetzung funktionieren, dass sich der größte Teil der Bevölkerung eher wenig bewegte oder zumindest regelmäßig zurückkehrte.

Im Zuge der fortschreitenden Industrialisierung und dem steten Anwachsen der Bevölkerungszahlen verlangten im Laufe des 19. Jahrhunderts jedoch gravierende Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft die zunehmende Beweglichkeit von Arbeitssuchenden in ganz Europa. Nicht, dass vorher niemand mobil gewesen ist. Aber nun wurden in großer Zahl Arbeiterinnen und Arbeiter – und daran hat sich nichts geändert – vor allem dort gebraucht, wo es Arbeitsplätze gab und gibt. Im süddeutschen Raum waren es Städte wie Augsburg, München oder Nürnberg, die eine große Sogwirkung entfalteten und durch den Zuzug der Bevölkerung aus ländlichen Gebieten im späten 19. Jahrhundert zu Großstädten wurden.



Viele suchten ihr Glück auf einem, ihnen unbekanntem Kontinent.

Viele machten sich aus wirtschaftlichen Gründen sogar auf den Weg nach Übersee, verließen die vertrauten Bezugssysteme in ihrer bayerischen oder österreichischen Heimat und suchten ihr Glück auf einem anderen, ihnen unbekanntem Kontinent, in Amerika. Auch Menschen aus Irland und Italien mussten zu Abertausenden gehen, um zu überleben, nicht, weil sie ihr Zuhause verlassen wollten. In dieser Epoche des Umbruchs war eine Rückkehr im Falle der Bedürftigkeit meist nicht mehr möglich. Besonders in den Randgebieten der großen Städte, hier wie dort, aber auch auf dem Land stieg damit bald die Zahl der sogenannten Heimatlosen, für die im Fall der Fälle niemand mehr zuständig war. Die Situation verlangte nach einer angepassten Regelung. Nachdem die Probleme von den herrschenden Mächten in Europa lange ignoriert worden waren, wurde das Heimatrecht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schließlich von anderen, gesetzlich verankerten Formen der Unterstützung abgelöst, die den Menschen in einer Notlage unter die Arme greifen sollten. Das ursprüngliche Heimatrecht in Europa begann sich nach und nach vom Ort der Herkunft abzukoppeln und zum späteren Staatsbürgerrecht zu entwickeln. In Österreich gab es jedoch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein auch die so genannte Heimatrolle, auf der oft auch symbolisch die zu einer Gemeinde gehörigen Bewohnerinnen und Bewohner verzeichnet waren. [5]

An Bedeutung gewinnt die Frage danach, was Heimat sein soll, ganz häufig dann, wenn es nicht mehr so klar ist, wo man sich zugehörig fühlen kann, wenn etwas verschwindet. Besonders greifbar wird das, was Heimat ist, also im Moment einer empfundenen oder konkreten Bedrohung. Etwas soll umgebaut oder abgerissen, die Umwelt nachhaltig verändert werden. Durch Naturkatastrophen, Krisen jedweder Art oder gar Kriege kann das, was als Heimat verstanden wird, auch unwiederbringlich zerstört sein.

Ob Simbach am Inn, Galtür oder Fukushima, die Ereignisse sind für die Betroffenen besonders schlimm. Einen Ort wie Aleppo als Heimat von Hunderttausenden zu sehen, die sich an ihr Zuhause klammern, kann die Bilder aus der sterbenden Stadt nicht unerträglicher machen.

Ein wesentlicher Unterschied im Umgang mit alten und neuen Heimaten ist immer die Frage, ob man den Wohnort oder den

Arbeitsplatz freiwillig gewechselt hat. Der beste Job ist schließlich kaum verlockend, wenn man niemanden kennt, die Stadt nicht mag oder die Mentalität vor Ort nicht versteht. Noch schwieriger wird es, wenn man seine Heimat von heute auf morgen verlassen musste, in Sorge lebt und immer noch hofft, dass sich alles klären wird. Oft sind Menschen gezwungen, von jetzt auf gleich wegzugehen. Mit nichts als ihren Kleidern kommen sie allein oder mit Familie in irgendeiner Welt an, in der sie versuchen müssen, einen Alltag aufzubauen und eine neue „Heimat“ zu finden. Nicht nur die Sprache ist unbekannt,



Besonders greifbar wird das, was Heimat ist, im Moment einer empfundenen oder konkreten Bedrohung.

auch die zahllosen Regeln, nach denen man leben soll, sind kompliziert und verbieten erst einmal jede Form von Normalisierung. Dabei ist das Empfinden von Vertrauen und Zugehörigkeit, ja das Gefühl von Heimat, so wesentlich für die eigene Identität und damit auch das Miteinander. Verortung findet nicht nur einmalig statt, ist weder exklusiv noch in der Form festgeschrieben, Verortung ist vielmehr ein Prozess, der immer wieder – wenn auch mühevoll – gestartet werden kann, durchaus auch unterbrochen wird, verschieden aussieht und vor allem zugestanden werden muss.

Wann endet überhaupt ein vorübergehender Aufenthalt und wo beginnt das, was man Heimat nennt? Kann ich mich nicht schon im ersten Augenblick irgendwo heimisch fühlen? Wie kann ich zugehörig werden, wie kann ich mich verorten? Was beispielsweise für die erste Generation der Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter, in den 1950er und 60er Jahren in die Bundesrepublik gekommen sind, im wahrsten Sinne des Wortes „Neuland“ war, haben sich die Nachgeborenen längst zu eigen gemacht. Ein Leben in einem anderen Land oder mit anderen kulturellen Ausdrucksformen bedeutet aber nicht, dass die erste Heimat aus der Erinnerung gelöscht oder verloren ist. Der Schriftsteller Max Frisch hat bereits 1971 einen Fragebogen zum Thema Heimat erstellt. Frage 18 in seinem Katalog lautet: „Haben Sie eine zweite Heimat...?“ und Frage 19 setzt nach: „...und wenn ja: Können Sie sich eine dritte und vierte Heimat vorstellen oder bleibt es dann bei der ersten?“ [6]

Heimatbilder

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts löste sich der Begriff also zusehends aus einem eindeutigen Zusammenhang. Heimat wurde in dieser Zeit auch zu einer idealen Welt, die ebenfalls ohne

konkreten Rückbezug funktionierte. Ganz im Sinne der Romantik wurden Sehnsuchtsorte geschaffen, die Heimat meinten, aber nicht mehr exakt benannten, was und wo diese Heimat war.

Bilder von rauschenden Bächen, schneebedeckten Berggipfeln und blühenden Wiesen, von Frauen und Männern in Tracht, Jagdszenen mit Hirschen und Kühe auf der Weide wurden zu beliebten Sujets der Landschafts- und Genremalerei, die in jenen Jahren zu den wichtigsten und vor allem meist verkauften Gattungen im Kunstbereich zählten. Zugleich gab und gibt es Gegenden, die den romantischen Sehnsuchtsorten auf eine Weise entsprechen, dass einen das Gefühl nicht verlässt, dass das, was man sieht, gar nicht wahr sein kann. Mit dem Fremdenverkehr – und das heißt analog zum Bau von Eisenbahntrassen, der Gewinnung von Energie, dem Verlegen von Telefonkabeln und dem Einrichten von Stromnetzen – setzte im 19. Jahrhundert die Inszenierung von Besonderheiten, die eine Region auszeichnen, ein. Verbunden ist die Vorstellung von Heimat oft mit romantischen Bildern, mit kulturellen und geografischen Besonderheiten, mit einem nostalgischen Blick zurück „in die gute alte Zeit“, die gar nicht näher benannt werden muss.

Ist die Heimat also das Eigene und steht womöglich auch noch im Gegensatz zum Fremden? Erst mit dem Blick von außen, mit dem Aufkommen des Tourismus, mit der zunehmenden Mobilität von Menschen, hat man in Zeiten der Industrialisierung damit begonnen, eben das hervorzukehren und zu betonen, was als typisch erscheinen kann. Das heißt, dass historisch eine Situation eingetreten ist, in der man – im Austausch mit anderen – begonnen hat, das Gewohnte, Vertraute, die Heimat aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Das gegenwärtig allseits beliebte Dirndl etwa ist genau in dieser Zeit entstanden, die Damen aus der Stadt fuhren in die Sommerfrische und wollten sich während ihres Aufenthalts am Land so kleiden, wie es ihrer Stimmung entsprach. Daraus entwickelte sich ein Sommerkleid, das sehr wohl historische Formen aufgreift – die Silhouette der Tracht mit schmaler Taille und angereihem Rock – und gleichzeitig übersetzt.



*Bilder von rauschenden Bächen,
schneebedeckten Berggipfeln und
blühenden Wiesen*

Irgendwann wurde das Dirndl aber auch bei den Damen vom Land beliebt. Und seit den 2000er Jahren erlebt es eine nie zuvor dagewesene Konjunktur. Idyllen konnten und können zugleich über Not und Elend hinwegtrösten. Ohne die Verknüpfung mit Folklore ist „Heimat“ heute fast nicht zu denken. Aber weder die Bilder, noch die Vorstellungen, die damit verbunden sind, sind eindeutig, und daher kann sich auch niemand anmaßen, darüber zu bestimmen, wie Heimat auszusehen hat. Heimat ist ein offenes Konzept.

Unter den Heimatbildern sticht „das Bayerische“ heute ganz besonders hervor. Die Gegend mit den Bergen, weltbekannte Kleidungsstücke wie die Dirndl und Lederhosen, das „Alpenglühlen“, immer neue Interpretationen altbekannter Motive, lassen Bayern derzeit so präsent und angesagt wie nie zuvor erscheinen. Nicht die Landschaft der Uckermark oder das Wattenmeer, das romantische Heidelberg oder der Kölner Dom stehen heute zuerst für Deutschland, im In- und Ausland wird vor allem „das Bayerische“ wahrgenommen. Mit seiner Präsenz und Sichtbarkeit passt dieser Landstrich offenbar in idealer Weise zu den Bildwelten der Spätmoderne, in der scheinbar alles möglich und erreichbar geworden ist. Von der bayerischen Landeshauptstadt aus, in der vieles so unveränderbar wirkt, ist nun spätestens seit dem 19. Jahrhundert alles dafür getan worden, dass es bestimmte Bilder überhaupt gibt. Gerade am Beispiel „der bayerischen Heimat“ lässt sich daher beobachten, wie historische Entwicklungen und moderne Einflüsse

”

Dirndl und Lederhosen, das „Alpenglühlen“, immer neue Interpretationen altbekannter Motive, lassen Bayern derzeit so präsent und angesagt wie nie zuvor erscheinen.

ineinander übergehen, wie Images geschaffen werden und damit zwar eine ganze Menge mit dem Selbstverständnis der Region zu tun haben, aber auf einmal gar nicht mehr so statisch sind. „Das Bayerische“ wird permanent ausgelegt und weiterentwickelt, „das Bayerische“ als solches aber gibt es nicht. In Städten, aber längst auch andernorts, finden sich heute viele kulturelle Elemente, die sich gegenseitig beeinflussen, herausfordern und erst aus einer Wechselwirkung heraus überhaupt

denkbar werden. Dadurch entstehen neue, miteinander verschmolzene Ausdrucksformen von Kultur.

Elemente, die eigentlich für ganz unterschiedliche Regionen typisch sind, aus verschiedenen Zeitphasen oder zumindest aus unterschiedlichen Kontexten stammen, werden verbunden zu neuen Formen. Oft drückt sich dieser Umstand in verschiedenen Sichtweisen aus, die zu einem neuen Bild führen, oder in Gedanken, die sich jemand über seine Identität macht. Manchmal werden derartige Verknüpfungen aber auch besonders sichtbar. Verschiedene Heimaten können sich miteinander verbinden.

Dies zeigen besonders eindrücklich die Dirndl aus afrikanischen Stoffen, die zwei Schwestern aus Kamerun, die seit Jahrzehnten in Deutschland leben, in der Hans-Sachs-Straße entwerfen und verkaufen. Aus verschiedenen Facetten ihrer Identität setzen sich die Kleidungsstücke der Trachtenschneiderinnen von „Noh Nee“ zusammen. Unter der Überschrift „Dirndl á l’Africaine: African Prints, Bavarian Silhouettes“ berichtete neben vielen anderen auch das nigerianische Magazin Style House Files über die zwei Designerinnen aus München.[7] Die Schwestern Marie Darouiche und Rahmee Wetterich erzählen mit den Dirndl die Geschichte ihres Lebens. In ihren Arbeiten verwischt bereits der Übergang zwischen Gebrauchsgegenstand, Design und Kunst, mit ihren Biografien und ihren Objekten stehen sie doch signifikant für einen kosmopolitischen Alltag, der längst Realität ist, während sich manche noch über Multikulti lustig machen und eine (klein)karierte Leitkultur propagieren.

Nicht unerwähnt bleiben kann Politik im Kontext von Heimat. Wie die Hinwendung zum Nationalen hat die Verbindung von politischen Zielen und einem idealen Heimatbegriff ihren Ursprung ebenfalls in der Romantik. Um ein gemeinsames kulturelles Gedächtnis der Deutschen zu beschwören, gaben die Brüder Grimm zum Beispiel schon in den 1810er Jahren ihre Kinder- und Hausmärchen heraus, auch wenn es bis zur Gründung des Deutschen Reiches noch Jahrzehnte dauern sollte. Im Nationalsozialismus wurde die „Blut-und-Boden-Ideologie“ vor allem über Heimatbilder transportieren, vom „Bauern“ als idealem Menschen in ländlicher Umgebung war die Rede, wenngleich der Bauernstand schon in den 1930er Jahren auch in Bayern deutlich im Rückgang begriffen war. Ich möchte im Folgenden einige Beispiele aus den vergangenen Jahrzehnten und der heutigen Zeit anführen, um „Heimat“ als Kampfbegriff einzuführen.

„Heimat ist das für mich“, sagt zum Beispiel Georg Kölbl, der sich seit 1972 gegen den Flughafen Franz-Josef Strauß im Erdinger Moos engagiert. Kölbl ist Mitglied der Fluglärmkommission München 2 und im Vorstand der Bundesvereinigung gegen Fluglärm. Geboren ist er in Oberfranken, seinen Dialekt kann man auch nach

Heimat als „Kampfbegriff“

Jahrzehnten nicht überhören. Seit 1964 kennt er das Erdinger Moos, schon als Soldat hat er die Landschaft schätzen gelernt. Bei einer Übung in dem Sumpfgebiet ist ihm einmal eine Schildkröte begegnet. Kölbl mochte es nicht glauben, aber die Tiere sind im Moor heimisch gewesen. Anfang der 1970er Jahre hat er mit seiner Familie ein Haus in Neufahrn gekauft, an den Bau eines Flughafens hat damals niemand geglaubt. Dabei war das Planfeststellungsverfahren bereits 1965 eingeleitet worden. „Die können doch bieten, was die wollen, das ist doch mit Geld nicht zu bezahlen, was Heimat ist“, sagten die Bauern damals. Die Faszination des Geldes, heißt es in der Dokumentation „Schöner als Fliegen. Geschichten aus dem Erdinger Moos“ von Wolfgang Ettlisch, war aber letzten Endes doch oft stärker als die Liebe zur Heimat. Der Film befasst sich mit dem Schicksal der Bauern und dem Strukturwandel in der Region. Viele Familien haben erst nach ihrer Unterschrift beim Notar bemerkt, was sie getan haben – sie haben nicht nur ihren Grund, sondern auch ihre Heimat verkauft.[9]

„Hilfe, wir wurden alle versteigert!“, [10] titelte eine Münchner Tageszeitung im September 2013. Was war passiert? Eine Erbgemeinschaft hatte sich nicht auf die Weiterführung dieser Besitzform einigen können und das Haus wurde für mehr als 5 Millionen Euro versteigert. In dem Gebäude wohnen 14 Parteien, darunter viele Familien und ein alter Mann von über 90 Jahren. Ein Bündnis, das sich in München für bezahlbare Mieten einsetzt, nannte den Verkauf „einen weiteren Schritt zum Gipfelkreuz der Mietpreisspirale“. Die Bewohnerinnen und Bewohner fürchteten deutliche Mieterhöhungen, schon 50 Euro zusätzlich könnten sich die meisten aber einfach nicht leisten. „Hilfe, wir wurden alle versteigert!“, [11] hat aber noch eine andere Bedeutung. Es geht ja nicht nur um das Haus, die Wohnungen, Wände, Fenster und Türen. Es geht ganz besonders darum, dass die Menschen, die in diesem Gebäude leben, ihr zu Hause und ihr Umfeld verlieren, wenn sie umziehen müssen. Auch in der Nähe werden sie keine Wohnung mehr finden. Es bleibt letztlich nur der Schritt, an den Rand der Stadt zu weichen. Der Immobilienmarkt ist ein ökonomisch wie emotional interessantes Feld. Einerseits funktioniert die Branche nach den Regeln der Marktwirtschaft und scheint in den letzten Jahren geradezu zum Sinnbild kapitalistischer Auswüchse und moralischer Verfehlungen – Stichwort „Luxuswohnen am Stadtpark“ – zu werden. Zum anderen ist Wohnen ein sensibles Thema, das die Persönlichkeit von einzelnen Menschen und Gemeinschaften tief berührt. Die Wohnung oder das Haus ist eben nicht nur Ware, sondern in erster Linie doch Zuhause. Die Debatte um steigende Mieten und Verdrängung ist daher immer auch als Debatte um Heimat zu

verstehen und wird vielleicht auch deswegen besonders leidenschaftlich geführt. Gleichzeitig ist über den Wohnraum auch eine soziopolitische Diskussion zu führen, es geht um Teilhabe und um nichts weniger als die Frage, in welcher Gesellschaft wir leben wollen. Solange sich vor allem Angehörige der Mittelschicht eher dafür schämen, dass sie nicht mehr partizipieren können und stattdessen individuelle Strategien entwickeln, solange es in diesem Feld keine wirkliche Kollaboration und ein übergeordnetes Denken gibt, wird sich hier auch nichts ändern.

Mit der Globalisierung verändert sich die Welt, die man erfahren kann, der Ort an dem man sich befindet, bleibt jedoch bedeutsam. „Man braucht“, so der Philosoph Rüdiger Safranski, „die Verankerung in einer jeweiligen lokalen Gemeinschaft, die zwar wechseln kann, aber nicht allzu häufig. Wir können global kommunizieren und reisen, wir können aber nicht im Globalen wohnen. Wohnen können wir nur hier oder dort, aber nicht überall zugleich.“ [12]

„Neuperlacher bekommen diese 4-Meter-Mauer zum Schutz vor Flüchtlingen“, titelte der Münchner Merkur vor einigen Wochen. Der Beitrag, zu der wohl ein Mitglied des örtlichen Bezirksausschusses angeregt hatte, schlug hohe Welle. Berichtet wurde bald auch von anderen Medien – überregional und sogar international. Die ARD teilte auf ihrer Facebook-Seite einen Bericht des Bayerischen Rundfunks: „Nebenan entsteht eine Unterkunft für minderjährige Flüchtlinge. Deshalb haben Anwohner in München vor Gericht den Bau einer Mauer erstritten. Die Mauer ist nun fast fertig – und vier Meter hoch.“ [13] Die entsprechende Überschrift lautete: „Die Mauer von München“. Es sollte nicht lange dauern, da wurde der „Lärmschutzwall“ selbst zum Stein des Anstoßes, und mit der Ruhe war es vorbei. Hier wird Heimat eng und klein, und doch geht es mir nicht darum, die Mauerbefürworterinnen und -befürworter pauschal abzuurteilen. Die Konfliktlinien verlaufen nicht zwingend da, wo man sie auf den ersten Blick vermutet. Die

Kulturwissenschaftlerin Ina-Maria Greverus stellt indessen heraus, dass Zugehörigkeit wesentlich auf Sicherheit beruht, einem Verständnis, das man für sich und andere empfindet und eben nicht hinterfragen muss. [14] Entlang der Mauer begann nun eine Debatte – und das ist ja das Wichtigste –, in der es um nichts weniger als um die Frage geht: in welcher Gesellschaft wollen wir leben?

Ein letztes Beispiel für die „Heimat“ als politisches Display ist der anhaltende Bundespräsidentenwahlkampf in Österreich. In der letzten Woche hat Reinhard Fendrich sein Lied „I am from Austria“ dem Kandidaten Alexander van der Bellen zur Verfügung gestellt. Im Wahlkampf hat sich der Grüne nicht von einem Nachdenken über „Heimat“ distanziert, sondern um ein anderes Verständnis des Schlüsselbegriffs bemüht. Schließlich wird der Kampf um die Heimat auf eben dieser Plattform ausgetragen.

Heimatrauschen

„Heimat“ ist im Deutschen gewiss auch ein besonders schönes Wort. Bei all den Sprachen und Dialekten, die es auf der Welt gibt, wäre es aber vermessen anzunehmen, dass es „Heimat“ und das damit verbundene Empfinden nur in Österreich und in Deutschland und womöglich noch in der Schweiz gibt. „The ache for home lives in all of us, the safe place where we can go as we are and not be questioned“, [15] schreibt die US-amerikanische Schriftstellerin und Bürgerrechtlerin Maya Angelou in ihrer Autobiografie. Laut Ina-Maria Greverus hat Heimat mit Sicherheit und Vertrautheit, vor allem aber mit der Möglichkeit, aktiv zu werden, zu tun. [16] Heimat muss nicht festgefahren sein, die Kulturanthropologin hat seit den 1960er Jahren gezeigt, warum der Beschäftigung mit dem Thema immer etwas Modernes, ja sogar Visionäres anhaften kann. Aus meiner Sicht bietet das Wissen um Heimat eine grundlegende Ver-

”

Heimat hat etwas mit Sicherheit und Vertrautheit, vor allem aber mit der Möglichkeit, aktiv zu werden, zu tun.

sicherung, die als Fundament begriffen werden kann und nicht als Mauer verstanden werden muss. Mit dieser Infrastruktur und einer gleichzeitigen Offenheit für Neues wie zum Beispiel Nachhaltigkeit kann ein Ort, eine Stadt oder Gemeinde zur sinnstiftenden Heimat werden, wenn sie sich nicht abschottet oder stehen bleibt. Ina Maria Greverus sagt, Menschen müssen das Gefühl haben, dass ihre Bedürfnisse berücksichtigt werden, damit sie heimisch sein können. Wichtig erscheint es hier, zwischen alten und neuen Bewohnerinnen und Bewohnern zu schlichten. Hindernisse sind da keine Lösung.

Dirndl und Lederhosen in der Stadt und auf dem Land haben immer schon besonders viel mit Bildern zu tun. Es geht um Strategien des Heimischwerdens, die auf eine spezifische Art und Weise sichtbar (gemacht) werden. Im Moment haben sich nicht nur in München viele verschiedene Menschen darauf verständigt, ihre Zugehörigkeit am Exempel des „Bayerischen“ sichtbar zu machen. Dabei wird „das Bayerische“ immer wieder ausgehandelt. Die gegenwärtige Beschäftigung mit „dem Bayerischen“ und überhaupt mit dem Regionalen hat mit der wachsenden Bedeutung von Bildern und sichtbaren Gegenständen, mit Fragen von Teilhabe und nicht zuletzt mit der Vernetzung der Welt zu tun.

Das Charakteristische einer Region gewinnt gerade im Vergleich an Gewicht, sei es im Wettbewerb der Städte oder im persönlichen Austausch. Zuletzt ließ sich gerade auf dem Feld der Folklore eine zunehmende Politisierung beobachten. Die Konservativen wie die Rechten versuchen – so würde ich es ausdrücken –, die Deutungshoheit über den Lodenmantel zurückzugewinnen. Nach einer Phase des spielerischen Umgangs mit lokalen Eigenheiten werden zur Heimatverteidigung jetzt auch die Bilder aufgeföhren, die schon zu anderen Zeiten funktioniert haben. Gleichzeitig zu beobachten ist eine Position, die zunehmend lauter wird und pauschal alles, was mit Regionalität zu tun hat, als Ausdruck eines neuen Nationalismus interpretiert. Diese vermeintlich kritische Haltung wird mit ebenfalls mit Bildern illustriert, wieder ist vor allem von Dirndl und Lederhosen die Rede.

Heimat als politisches Instrument.

Jede und jeder kann sich selbst damit befassen, was es heißt, irgendwo heimisch zu sein oder zu werden. Heimat ist schließlich etwas, das sich verändern können muss. Mit der Verknüpfung von „Heimat“ und „Nation“, „Volk“ und „Vaterland“ lässt sich aber auch Stimmung erzeugen. „Heimat“ als politisches Instrument ist dann in der Regel etwas, das sich nicht wandelt, immer schon dagewesen ist. „Heimat“ steht so auf einmal für „Kultur“ und hat „Grenzen“. „Sicherheit“ wird zum Kampfbegriff, wenn es um Zugehörigkeit geht. Mit dieser Idee von Verortung wird heute trotz der Vergangenheit noch und immer wieder Politik gemacht. Vielleicht auch, weil in Sachen Heimat selten jemand dagegen hält, die Heimat verteidigt vor ihrer Verteidigung.[17] Flucht aber lässt sich immer auch als Suche nach Heimat verstehen. Unmittelbar einleuchtend ist, dass niemand freiwillig seine Heimat verlässt. Heimat muss geschützt werden. Heimat ist ein kostbares Gut. Wer so spricht, muss in der Konsequenz auch weiterdenken, was es bedeutet, etwas so Elementares zu verlieren. „Heimat“ ist Gegenstand von ganz unterschiedlichen Debatten. In den Kulturwissenschaften war die Rede von der Heimat oft Anstoß, über gesellschaftspolitische Fragen der Zeit nachzudenken. Texte zum Thema „Heimat“ galten immer als besonders innovativ, kritisch und von Offenheit geprägt. Über Heimat zu reden und zu schreiben, heißt in diesem Sinne, den Puls der Zeit zu messen. Heimat, verstanden als Ort der Freiheit, begreife ich durchaus als ein politisches Ziel. Auch wenn damit sicher nicht alle einverstanden sind.

Heimat ist nichts Exklusives, sondern berührt elementare Fragen des Menschseins. Was ist passiert, als im vergangenen Jahr viele Menschen gleichzeitig nach Bayern gekommen sind? Stadt und Land sind nicht untergegangen, wie viele befürchtet oder schon einmal verkündet haben. Mit einem Mal aber waren Menschen da, – und zwar in einer Zahl, die sich nicht ignorieren lässt, – denen die Region, ihre Geschichte, ihre besonderen kulturellen Äußerungen nicht vertraut waren, und die damit für uns zu einem Spiegel geworden sind. Das ist nicht das erste Mal und auch nicht das einzige Mal auf der Welt, dass sich Menschen auf den Weg gemacht haben und einander begegnen.

Der Blick auf das, was Heimat ist oder ausmachen kann, muss entsprechend weiter gefasst werden. Heimat, das ist eben nicht nur ein Haus oder eine Erinnerung. Was als Heimat empfunden wird, kann sich mit der Zeit verändern. Mit der Globalisierung, der Mobilität unserer Gegenwart, steigt zudem die Wahrscheinlichkeit, dass wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden müssen. Und auch wenn wir selbst niemals vor dieser gewaltigen Herausforderung stehen, müssen wir der Realität ins Auge sehen, schon allein deswegen, um andere – Heimatsuchende – zu verstehen.

In diesem Sinne: Ich wünsche uns allen einen interessanten und Vorurteile aufbrechenden Kongress!



Endnoten

- [1] Vgl. Egger, Simone (2016): Was ist Heimat? Von der Freiheit, sich zugehörig zu fühlen. In: Interesse. Soziale Information. Herausgegeben vom Sozialreferat der Diözese Linz, 2016/4, S. 1-2.
- [2] Vgl. Greverus, Ina-Maria (1979): Auf der Suche nach Heimat. München (Beck'sche schwarze Reihe 189).
- [3] Vgl. Egger, Simone (2014): Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden. München.
- [4] Vgl. Keupp, Heiner; Ahbe, Thomas; Gmür, Wolfgang u.a. (Hg.) (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg.
- [5] Vgl. Egger, Simone (2014): Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden. München.
- [6] Frisch, Max (1998): Fragebogen. Frankfurt am Main, S. 76-77.
- [7] Vgl. <http://www.stylehousefiles.com/dirndl-a-l%C2%B4africaine-african-prints-bavarian-silhouettes/>, (20. April 2012).
- [8] Vgl. Gespräch mit Georg Kölbl im Juni 2013.
- [9] Ettlich, Wolfgang; Jeanrond, Elke (1992): Schöner als Fliegen. Geschichten aus dem Erdinger Moos. Dokumentarfilm.
- [10] „Hilfe, wir wurden alle versteigert!“. In: tz, 18. September 2013.
- [11] „Hilfe, wir wurden versteigert!“. In: tz, 18. September 2013.
- [12] <http://www.boersenblatt.net/637725/?t=newsletter>, (24. September 2013).
- [13] <http://www.br.de/nachrichten/oberbayern/inhalt/nailastrasse-muenchen-fluechtlinge-100.html>, (30. November 2016).
- [14] Vgl. Greverus, Ina-Maria (1979): Auf der Suche nach Heimat. München (Beck'sche schwarze Reihe 189).
- [15] Angelou, Maya (1986): All God's Children Need Traveling Shoes, S. 196.
- [16] Vgl. Greverus, Ina-Maria (1979): Auf der Suche nach Heimat. München (Beck'sche schwarze Reihe 189).
- [17] Vgl. Egger, Simone (2016): Was ist Heimat? Von der Freiheit, sich zugehörig zu fühlen. In: Interesse. Soziale Information. Herausgegeben vom Sozialreferat der Diözese Linz, 2016/4, S. 1-2.